

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Foto: Heidi Jo Brady



Gillian Flynn ist mit ihrem dritten Buch ›Gone Girl‹ eine weltweite Sensation gelungen: Das Buch stand monatelang auf Platz 1 der New-York-Times-Bestsellerliste, wurde mehr als 3 Millionen Mal verkauft und in 40 Sprachen übersetzt. Die 20th Century Fox verfilmte den Stoff prominent mit Ben Affleck und Rosamund Pike. Auch die beiden Vorgänger-Bände ›Cry Baby‹ (erhielt gleich zwei ›British Dagger Awards‹) und ›Dark Places‹ waren große Erfolge und wurden ebenfalls verfilmt.

Die Autorin lebt mit ihrem Mann und zwei Kindern in Chicago.

Weitere Informationen, auch zu E-Book-Ausgaben, finden Sie bei www.fischerverlage.de

Gillian Flynn

BROKEN HOUSE

DÜSTERE AHNUNG

Aus dem Amerikanischen
von Christine Strüh

FISCHER Taschenbuch

Mit den *handjobs* hörte ich nicht deshalb auf, weil ich dafür kein Talent hatte, sondern weil ich die Beste war.

Drei Jahre lang konnte man bei mir den besten *handjob* im Großraum New York kriegen. Der Trick ist, dass man nicht zu viel darüber nachdenken darf. Sobald man anfängt, sich Sorgen um die Technik zu machen oder Rhythmus und Druck zu analysieren, geht das Wesentliche des Vorgangs verloren. Natürlich muss man sich mental auf die Sache einstellen, aber dann sollte man das Denken abschalten und vertrauensvoll dem Körper die Kontrolle überlassen.

Vom Prinzip her ist es das Gleiche wie das richtige Schwingen eines Golfschlägers.

Ich besorgte es den Männern sechs Tage die Woche, acht Stunden pro Tag, mit einer Mittagspause zum Lunch, und ich war immer voll ausgebucht. Jedes Jahr nahm ich zwei Wochen Urlaub, und ich arbeitete nie an Feiertagen, denn Feiertags-*handjobs* sind für alle Beteiligten eine deprimierende Angelegenheit. In drei Jahren ergibt das eine Summe

von etwa 23 546 *handjobs*. Also, hört nicht auf das Miststück Shardelle, die behauptet, ich hätte aufgehört, weil ich nicht talentiert bin.

Ich habe aufgehört, weil es nach 23 546 *handjobs* kein Wunder ist, wenn man Bekanntschaft mit dem Karpaltunnelsyndrom macht.

Ich bin auf ehrliche Weise zu meinem Beruf gekommen. Noch treffender könnte man sagen, auf natürliche Weise. Mit Ehrlichkeit hatte ich in meinem Leben nie viel am Hut. Ich bin in New York bei einer einäugigen Mutter aufgewachsen (so wird die Anfangszeile meiner Memoiren lauten), und sie war keine feine Dame. Zwar hatte sie weder Drogen- noch Alkoholprobleme, dafür aber definitiv ein Arbeitsproblem. Sie war die faulste Schlampe, die mir je über den Weg gelaufen ist. Zweimal die Woche machten wir uns zum Betteln auf den Weg nach Downtown, aber weil meine Mom ungerne aufrecht war, wollte sie die Sache strategisch angehen. In möglichst kurzer Zeit möglichst viel Geld einfahren, dann schnellstens wieder nach Hause, auf unserer kaputten, fleckigen Matratze Zebra Cakes essen und halbdokumentarische Gerichtssendungen glotzen. (Das ist meine vorherrschende Kindheitserinnerung: Flecken. Welche Farbe das Auge meiner Mom hatte, weiß ich nicht, aber ich könnte euch erzählen, dass der Fleck auf dem Flokati intensiv suppig braun war, während die Flecken an der Zimmerdecke dunkelorange und die an der Wand katerpissgelb leuchteten.)

Für unsere Bettelausflüge staffierten wir uns entsprechend aus. Mom trug ein hübsches verwaschenes Baumwollkleid, fadenscheinig, aber schreiend anständig. Mich steckte sie in irgendwas, aus dem ich gerade herausgewachsen war. Dann setzten wir uns auf eine Bank und wählten die richtigen Leute zum Anbetteln aus. Was ziemlich einfach ist. Erste Wahl ist ein Kirchenbus von außerhalb. Innerstädtische Kirchenleute schicken einen einfach zur Kirche, aber die von anderswo helfen normalerweise, vor allem einer einäugigen Frau mit einem dickbäuchigen Kind. Zweite Wahl sind Frauen in Zweiergruppen. Einzelfrauen können zu schnell abhauen, und an ein Rudel kommt man schlecht ran. Dritte Wahl ist eine Frau mit einem offenen Gesicht. Man kennt das ja: Die gleiche Art Frau, die man nach dem Weg oder der Uhrzeit fragen würde, fragen wir nach Geld. Auch jüngere Männer mit Bärten oder Gitarren sind nicht übel. Aber von Männern in Anzügen sollte man sich fernhalten; das Klischee trifft hundertprozentig zu, sie sind allesamt Arschlöcher. Das Gleiche gilt für die mit Daumenringen. Keine Ahnung, warum das so ist, aber Männer mit Daumenringen helfen nie.

Und diejenigen, die wir auswählten? Bei uns hießen sie nicht Zielpersonen oder Beute oder Opfer. Wir nannten sie Tonys, nach meinem Dad, der Tony hieß und nie nein sagen konnte (obwohl er zu meiner Mom vermutlich mindestens einmal nein gesagt hat, nämlich als sie ihn gebeten hat, bei ihr zu bleiben).

Wenn man einen Tony angehalten hat, weiß man normalerweise innerhalb von zwei Sekunden, wie man ihn am besten anbettelt. Manche wollen, dass es schnell vorbei ist, wie ein Überfall. Bei ihnen kommt man umgehend zur Sache. »Wir-brauchen-dringend-was-zu-essen-haben-Sie-vielleicht-ein-bisschen-Kleingeld-für-uns?« Andere möchten in unserem Unglück schwelgen. Sie geben nur Geld, wenn sie als Gegenleistung etwas bekommen, wodurch sie sich besser fühlen, und je trauriger die Geschichte, desto besser fühlt es sich für sie an, dass sie helfen, und desto mehr Geld kriegt man von ihnen. Ich mache ihnen keinen Vorwurf. Wenn man ins Theater geht, möchte man doch auch unterhalten werden.

Meine Mom ist auf einer Farm im Süden des Staats New York aufgewachsen. Ihre Mutter ist bei der Geburt gestorben, ihr Daddy hat Soja angebaut und sich um seine Tochter gekümmert, wenn er von der Arbeit nicht zu erschöpft war. Eine Weile ist Mom in New York aufs College gegangen, aber dann hat ihr Daddy Krebs bekommen, er musste die Farm verkaufen, das Geld reichte vorn und hinten nicht mehr, und Mom musste das Studium hinschmeißen. Drei Jahre arbeitete sie als Kellnerin, aber dann hat sie ihr kleines Mädchen gekriegt, der Daddy des kleinen Mädchens hat sie sitzenlassen, und sie war von jetzt auf gleich ... eine von denen. Bedürftig. Und nicht stolz ...

Ihr könnt es euch wahrscheinlich vorstellen. Das war nur

die Einleitung, auf dieser Grundlage konnte man weitermachen. Man merkt echt schnell, was ein Tony hören möchte. Legte jemand Wert auf eine spannende Geschichte nach dem Motto »Wir ziehen uns am eigenen Schopf aus dem Sumpf«, dann war ich eine begabte Studentin mit einem Studienplatz an einer Charterschule irgendwo im Umland (das entsprach übrigens der Wahrheit, aber um die ging es ja nicht), und Mom brauchte dringend Benzingeld, um mich hinzufahren (in Wirklichkeit fuhr ich allein mit drei verschiedenen Bussen). Wollte der Angebettelte eine Geschichte über die Verfehlungen des bösen Systems, litt ich an einer diffusen Krankheit (die wir nach dem jeweiligen Arschloch taufte, mit dem meine Mutter gerade zusammen war – Todd-Tychon-Syndrom, Gregory-Mitchell-Krankheit), und meine Probleme mit der Krankenversicherung hatten uns in die Pleite getrieben.

Meine Mom war schlau, aber sehr faul. Ich war wesentlich ehrgeiziger, hatte Ausdauer, aber genauso wenig Stolz wie sie. Als ich dreizehn war, erbettelte ich Hunderte von Dollar pro Tag mehr als sie, und als ich sechzehn wurde, hatte ich sie, die Flecken und den Fernseher (und auch die Highschool) hinter mir gelassen und ging eigene Wege. Vormittags bettelte ich sechs Stunden. Ich wusste genau, wen ich ansprechen musste, wie lange und mit welcher Masche. Ich schämte mich nie. Es war ein reines Tauschgeschäft: Ich verhalf den Leuten zu einem guten Gefühl, sie gaben mir Geld dafür.

Es leuchtet also unmittelbar ein, warum die Sache mit den *handjobs* sich anfühlte wie ein ganz natürlicher Karriereschritt.

Spiritual Palms (der Name des Ladens ist nicht auf meinem Mist gewachsen, also gebt nicht mir die Schuld) lag in einer schicken Gegend westlich von Downtown. Vorne gab es Tarotkarten und Kristallkugeln, hinten illegalen Softcoresex. Ich hatte mich auf eine Stelle als Rezeptionistin beworben, aber wie sich herausstellte, war damit eine Nutte gemeint. Meine Chefin Viveca war früher Rezeptionistin gewesen und jetzt eine aufrichtige Handleserin. (Obwohl Viveca nicht ihr richtiger Name ist, richtig heißt sie nämlich Jennifer, aber niemand nimmt es einer Jennifer ab, dass sie die Zukunft vorhersagen kann; Frauen namens Jennifer können einem vielleicht sagen, welche hübschen Schühchen man sich kaufen oder welchen Biomarkt man frequentieren soll, aber von der Zukunft anderer Menschen sollten sie die Finger lassen.) Vorne beschäftigt Viveca also ein paar Wahrsagerinnen, und hinten betreibt sie ein gepflegtes kleines Zimmer, in dem es aussieht wie in einer Arztpraxis: Haushaltstücher und Desinfektionsmittel und ein Untersuchungstisch. Die Mädels haben den Raum mit verhängten Lampen, Potpourris und paillettenbesetzten Kissen aufgehübscht – dem ganzen Zeug, auf das garantiert nur Girly-Girls stehen. Ich meine, wenn ich ein Kerl wäre, der sich von einem Mädchen einen runterholen lassen möchte, würde ich nicht rein-

kommen und sagen: »Mein Gott, wie gut es hier nach frischem Apfelstrudel und Muskat duftet ... Himmel, greif doch schnell mal nach meinem Pimmel!« Ich würde überhaupt so wenig wie möglich sagen, was die meisten Männer auch tun.

Ein Mann, der einen *handjob* will, ist unverwechselbar. (Und wir machen hier nur *handjobs*, zumindest ich – wegen ein paar blöder Bagatelldiebstähle habe ich ein Vorstrafenregister, läppisches Zeug, das ich mit 18, 19, 20 verbockt habe, das jetzt dafür sorgt, dass ich *niemals* einen anständigen Job finden werde, da muss ich keine ernsthafte Verhaftung wegen Prostitution draufpacken.) Ein *handjob*-Typ ist vollkommen anders als einer, der auf einen *blowjob* aus ist, oder einer, der Sex will. Für manche Kerle ist der *handjob* bloß ein Vorspiel. Aber ich hatte schon eine Menge Stammkunden, und die werden nie etwas anderes wollen als einen *handjob*. Unter anderem, weil sie denken, mit einem *handjob* betrügen sie ihre Frau nicht. Oder sie haben Angst vor Krankheiten, oder sie haben nicht den Mut, mehr zu verlangen. Meistens sind es verkrampte, nervöse Ehemänner mit mittlerem Einkommen und wenig Macht. Ich will mir kein Urteil anmaßen, das ist nur meine Einschätzung. Sie wollen eine attraktive, aber keine nuttige Frau. Beispielsweise trage ich im normalen Leben eine Brille, aber wenn ich im Hinterzimmer bin, setze ich sie nicht auf, weil das ablenkt – dann denken die Kunden nämlich, man will die Sexy-Bibliothekarinnen-

Nummer abziehen, das macht sie nervös, und sie warten auf die ersten Akkorde eines Songs von den ZZ Tops, und dann kriegen sie ihn nicht zu hören und schämen sich, weil sie gedacht haben, man wollte ihnen mit der sexy Bibliothekarin kommen, und dann sind sie fahrig und unkonzentriert, und es dauert länger, als allen Beteiligten recht ist.

Die Kunden wünschen sich eine freundliche, angenehme Frau, die aber nicht schwach sein soll. Sie möchten, dass es transaktional läuft, ein ausgeglichener Tauschhandel. Serviceorientiert. Man macht ein bisschen Konversation über das Wetter und die Lieblingssportmannschaft. Gewöhnlich versuche ich, irgendeinen Insiderwitz zu finden, den wir bei jedem Besuch wiederholen können – ein Insiderwitz ist wie ein Symbol der Freundschaft, ohne dass man die Arbeit machen muss, die zu einer wirklichen Freundschaft gehört. Man sagt: »Ach, es ist Erdbeerzeit!«, oder: »Wir brauchen ein größeres Boot« (das sind Insiderwitze, die ich tatsächlich benutzt habe), und dann ist das Eis gebrochen, und der Kunde fühlt sich nicht wie ein Arsch, denn wir sind ja Freunde, und dann passt die Stimmung, und wir können zur Sache kommen.

Für mich gehört zu einem schönen Arbeitstag, möglichst viele Menschen zum Lächeln zu bringen. Ich weiß, das klingt ein bisschen kitschig, aber ich finde, es stimmt. Ich meine, ich wäre schon lieber Bibliothekarin, aber dann würde ich mir Sorgen um die Sicherheit meines Jobs ma-

chen. Bücher könnten aussterben, aber Penisse gibt es immer.

Das Problem war nur, dass mein Handgelenk mich fast umbrachte. Mit meinen gerade mal dreißig Jahren hatte ich das Handgelenk einer Achtzigjährigen. Viveca war sehr nett, und es sind schließlich nicht viele ihrer Angestellten so loyal wie ich. Vielleicht fand sie auch, dass die Handgelenkschiene meine Anziehungskraft beeinträchtigte. Der Klettverschluss macht beim Öffnen einen fürchterlichen Lärm. Jedenfalls stattete Viveca mir eines Tages hinten einen Besuch ab. Sie ist eine stämmige Frau, die mich an einen Tintenfisch erinnert – umwabert von Perlen, Rüschen, Schals, immer in eine Parfümwolke gehüllt. Ihre Haare haben die Farbe von Erdbeerbowle, aber sie besteht darauf, dass das ihre Naturfarbe ist. (*Viveca: die Jüngste einer armen Familie; jeder hat sie wie ein kleines Kind behandelt, aber nicht verwöhnt; sie ist nachsichtig mit Menschen, die sie mag; sie weint bei Werbespots.* Alles nur geraten.)

»Bist du hellseherisch veranlagt, Nerdy?«, fragte sie mich. Sie nennt mich Nerdy, weil ich eine Brille trage und lese und in der Lunchpause Joghurt esse. Aber ich bin echt keine Intellektuelle, obwohl ich es gerne wäre, aber wegen des Studienabbruchs bin ich Autodidaktin. (Das ist kein schmutziges Wort, schaut es nach.) Ich lese andauernd. Und ich denke. Aber meine Schulbildung ist mangelhaft. Deshalb habe ich zwar das Gefühl, dass ich vielleicht schlauer bin als die ande-

ren um mich herum, aber dass richtig schlaue Menschen – solche, die einen Uniabschluss haben und Wein trinken und Latein können – sich mit mir langweilen würden. Ein einsamer Weg durchs Leben. Also trage ich Vivecas Spitznamen wie einen Orden. Dafür, dass ich vielleicht eines Tages die echt schlaunen Leute nicht mehr total langweile. Die Frage ist nur: Wie findet man schlaue Leute?

»Ob ich hellseherisch veranlagt bin? Nein.«

»Kannst du wahrsagen? Hattest du schon mal Visionen?«

»Nein.« Meiner Meinung nach ist die ganze Wahrsagerei sowieso *für die Füße*, wie meine Mutter sagen würde. Sie ist ja wirklich auf einer Farm aufgewachsen, dieser Teil ihrer Biographie stimmt.

Viveca hörte auf, mit ihren Perlen zu spielen.

»Nerdy, ich versuche dir doch nur zu helfen.«

Jetzt endlich fiel der Groschen. Für gewöhnlich bin ich nicht so begriffsstutzig, aber die Schmerzen in meinem Handgelenk lenkten mich ab. Es war die Art von Schmerzen, bei denen man nur daran denkt, wie man sie wieder loskriegt. Zu meiner Verteidigung kann ich außerdem vorbringen, dass Viveca normalerweise nur Fragen stellt, damit sie selbst reden kann – die Antworten, die man ihr gibt, interessieren sie nicht wirklich.

»Also, wenn ich einen Menschen kennenlerne, habe ich auf Anhieb ein Gefühl für ihn«, sagte ich und imitierte dabei Vivecas versnobte, allwissende Stimme. »Wer sie sind und